Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 181

Artikel: [Seltsame Sommergeschichten]
Autor: Vetsch, Florian / Elsener, Marcel / Slamanig, Monika
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-884854

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

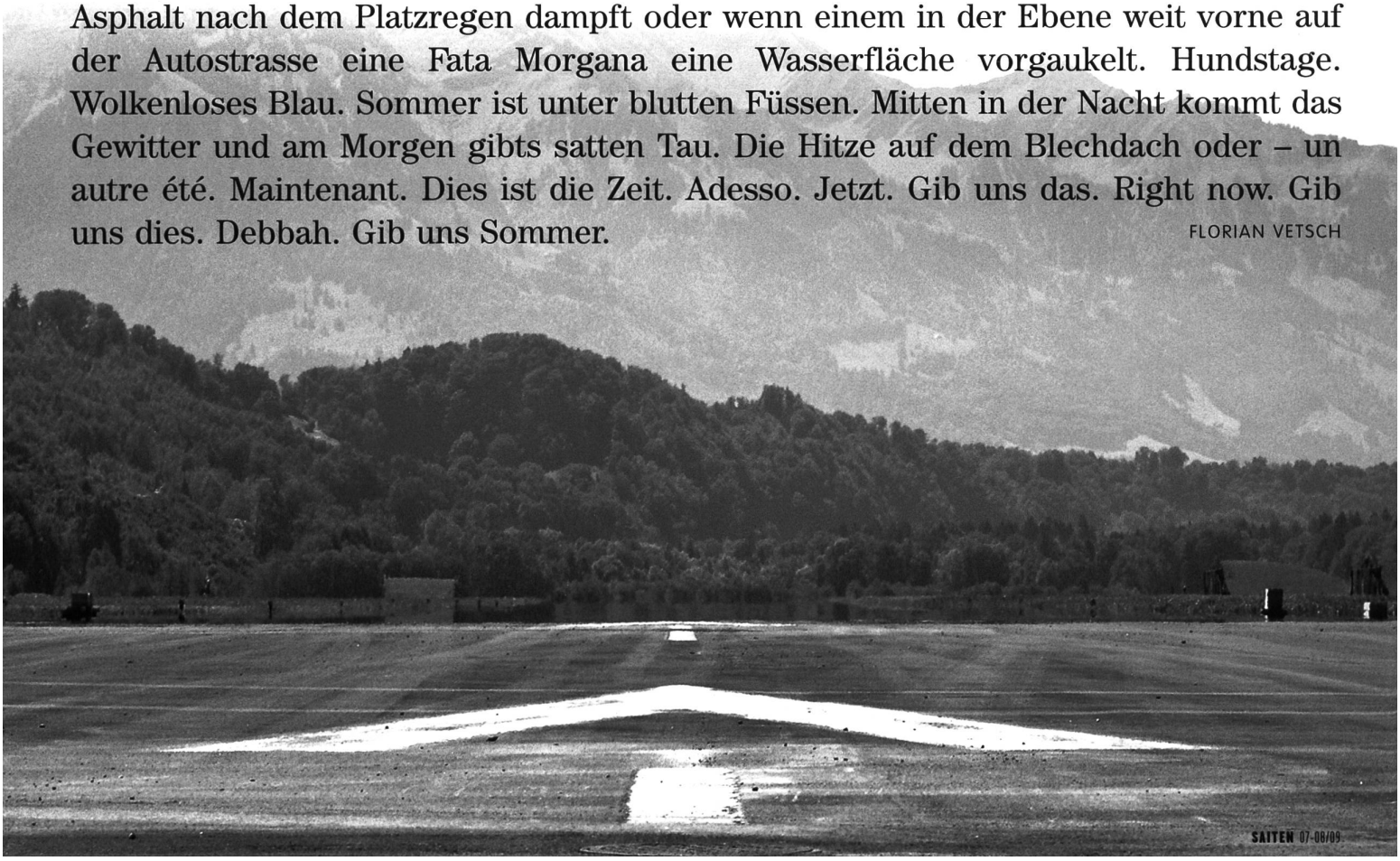
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sommer ist, wenn der Mai blitzt und der Juni noch mehr. Dann wird es irgendwann ganz Sommer. Und der Sommer hört auf zu sein, wenn der September das Gelb und die Röte einrichtet. Sommer ist ein Gefühl, das sich ausweitet. «Summertime», krächzte Janis Joplin (nach Gershwin), «and the livin' is easy, fish are jumpin', and the cotton is high ...» Ja, das Libretto bestimmt dieses Gefühl ziemlich genau, mit zureichender Präzision auf jeden Fall, auch wenn wir hier keine fliegenden Fische, keine Baumwollfelder haben. Und Rilke befestigte im Oberengadin den Vers: «Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr gross.» Gross ist der Sommer, grösser vielleicht noch der Herbst und kraftvoller sicher der Frühling, je nachdem, wie man es nimmt. Aber der Sommer hat seine in sich ruhende Grösse. Stehendes Jetzt. Zum Beispiel in der Gewissheit: Morgen ist es zweifellos schön, aber nicht nur morgen, sondern überhaupt, auch übermorgen und überübermorgen ist es schön, und nächste Woche eh, ja, es hört überhaupt nicht mehr auf, schön zu sein. Das ist Sommer. Sommer ist hier in der Ostschweiz nicht jedes Jahr. Hier macht sich der Sommer rar. Deshalb begehren wir ihn so sehr. Sommer ist das Gegenteil von Winter, wie Mittag das Gegenteil von Mitternacht ist und Süden das Gegenteil von Norden. Sommer ist ein Gefühl, das sich ausweitet. Sommer ist ekstatisch und wendet alles nach aussen, ist Ausgang, ein Hinausgehen, wobei wir nicht wissen, wohin es mit uns geht. Sommer ist Liegen auf der Wiese unter dem Verhoffen, dem Innehalten der Äpfel. Liebe am Nachmittag bei halb geschlossenen Jalousien. Die Luft steht. Sommer ist die jähe Stille im Gebrüll der Zikaden, eine Panik aus dem Nichts. Sommer ist, wenn ob der Hitze alle früher Feierabend machen, wenn der Asphalt nach dem Platzregen dampft oder wenn einem in der Ebene weit vorne auf der Autostrasse eine Fata Morgana eine Wasserfläche vorgaukelt. Hundstage. Wolkenloses Blau. Sommer ist unter blutten Füssen. Mitten in der Nacht kommt das Gewitter und am Morgen gibts satten Tau. Die Hitze auf dem Blechdach oder – un autre été. Maintenant. Dies ist die Zeit. Adesso. Jetzt. Gib uns das. Right now. Gib uns dies. Debbah. Gib uns Sommer.

FLORIAN VETSCH



VON MARCEL ELSENER

SANDSACK-HELDEN

Sag Sommer, sag Wasser, bist Seebub. In dieser Hinsicht ist der Sommer 1999 für uns vermaledeite Rorschacher geradezu überschwappend prächtigst in Erinnerung. Eigentlich wars Vorsommer, fünf Wochen im Mai und im Juni, da waren wir endlich einmal «bei etwas Grossem dabei», wie Stahlberger so schön gemein im «Klimawandel» singt. Schuld daran trugen nicht dubiose Investoren oder millionenschwere deutsche Steuerflüchtlinge, sondern der natürliche Partner der Stadt: Der See, der in meinem Leben wohl einfach nicht zufrieren will, dieser See immerhin war nach langen unerbittlichen Regenfällen randvoll und erlaubte sich schliesslich ab dem 21. Mai etwas Auslauf aufs Land.

Etwas sehr viel. In Rorschach standen nicht nur die Uferpromenade und Seezufahrten, sondern auch die Hauptstrasse und manche Gebäude unter Wasser, «Jahrhundert-Hochwasser», ein Fall für den «Blick» und die «Tagesschau», die Katastrophen-Touristen mit Venedig-Bildern aufscheuchten. Tausende kamen, um auf Holzstegen zu wandern oder gar lustig mit Schlauchbooten herumzukurven. Berühmt geworden ist das tausendfach fotografierte Motiv der Lokomotive im Hafenbahnhof, wie sie sich durchs Wasser pflügt und die Seelinie für einmal wörtlich nehmen muss.

Und wir machten uns in hohen Gummistiefeln einen Spass daraus, an jener mit rotweissen Alarmstreifen bezeichneten Linie entlangzulaufen, wo tatsächlich der richtige See begann. Hoho, Schwester Leichtsinn, und du bist drin!

Ich wohnte uptown – was in Rorschach bedeutet: über der (St.Galler-)Bahnlinie – und war demnach nicht persönlich betroffen wie Hunderte Einwohner oder Gewerbetreibende, die mit überfluteten Kellern, feuchten Ladenräumen und garament einer Rattenplage zu kämpfen hatten.

Und doch kam der Moment, wo ich unmittelbar Teil der Hochwasser-Schicksalsgemeinschaft wurde: Der Zivilschutz rief, jene Organisation, die mir das Wesen des Stumpfsinns nahe gebracht hatte. Doch diesmal versprach er, statt hinrissiger Planspiele und Langeweileübungen mit depperten Wichtigtuern im atomsicheren Untergrund wirklichen und praktischen Sinn zu machen.

Dies hier war kein dummer Aufruf, sondern eine Berufung. Ich zögerte keinen Moment, überredete meinen Kumpel Samuel und war ganz kribbelig, mal ein brauchbares Zivilschutzmännchen zu sein. Unser Auftrag, klar: Sandsäcke! Sandsäcke abfüllen im Industriegebiet von Buriet. Sandsäcke! Es gibt kein griffigeres Bild im Kampf gegen das Wasser!

Natürlich war das in Tat und Wahrheit eine Drecksarbeit, oder, wie der Friscostadt-Eingeborene sagt, «kein Glacéschleck». Wir standen, angeleitet von bierernsten Werkhoftypen, für die das nicht das erste Mal war, im Nieselregen hinter einem Laster, der Portion um Portion Sand ausschüttete, die Säcke wurden immer schwerer und die Arme immer schlaffer, und auch die scheinbar erholsame Verschlussarbeit mit einer Art Nähmaschine hatte ihre Tücken. Kam der Frust hinzu, als wir hörten, dass unsere Sandsäcke nicht für Rorschach, sondern zur Verstärkung des Dammwegs in Altenrhein bestimmt waren. Die schickten uns Bisamratten, und wir gaben ihnen Sandsäcke!

Egal – nach zwei Tagen und mehreren hundert Säcken überwog in aller Müdigkeit der Stolz, als sehr wichtige Helfer ins grosse Katastrophen-Szenario eingebunden zu sein. Sam und ich, wir waren Sandsack-Helden; ja, die Welt brauchte uns.

Und wenn ich hernach mit geschwellter Brust auf überschwemmten Strassen herumwatete, sah ich immer Sandsäcke, Sandsäcke, Sandsäcke, die alle von mir hätten stammen können.

Wochen später, fast schon Herbst, bescherte mir der Hochwassersommer einen zweiten fabelhaften Auftritt: Als Nachklang spielten wir mit unserer Postrock-Band Trapscope sowie einer Adhoc-Formation der Roman Games im Rohbau des Restaurants Schnell an der Seestrasse ein Quasi-Benefiz; leider kein eiligst komponiertes Sandsack-Heldenlied, aber immerhin als Zugabe mein Lieblingsliebeslied «If I Could Write Poetry» der TV Personalities im Bruderduo – mit Seeblick ab der «Bühne». Das ehrwürdige Jugendstilcafé hatte irreparablen Wasserschaden erlitten und wartete nun darauf, grundlegend renoviert zu werden. In der Folge entstand einer der grosszügigsten Restauranträume der Ostschweiz; und dank Wirt Beat Rapold und seinem Team konnte man dort, ähnlich wie im Hafenbuffet, Rorschachs frühere Stadtgrösse erahnen – wenigstens einige Jahre lang. Heute ist dort tote Hose, da müsste schon das Wasser wieder mal hoch kommen.

Der Summer of Ninetynine und die Legende der Sandsackhelden kommt mir zehn Jahre danach sehr surreal vor. Zumal nur ein paar verwackelte Nieselbilder geblieben sind. Und jenes legendär kitschige Plastik-Tischset mit «Impressionen», mehrfach an Seebuben im Ausland verschenkt und zu bewundern noch in einigen Beizen (zum Beispiel in der «Schwalbe»). Sowie, das ging damals im Kofferraum vergessen, das knallrote Zivilschutz-Regenmänteli, auch «Ostfriesen-Nerz» genannt, dauerhaftes Erinnerungsstück an die Teilnahme «an etwas Grossem», inklusive Sandpartikeln. Ich muss mit Sam unbedingt mal einen Jubiläums-Sandsack-Heldenschnaps kippen. Vielleicht auf dem Dammweg. ✹

Le due M.

VON MONIKA SLAMANIG

Man wird es nicht glauben, aber es waren Kapuziner. Echte Mönche. Sie hängten ihre Kutten an den Nagel, holten die Spielkarten hervor und sagten, le due M. Da sind sie ja, die zwei M.

Es war in der Stadt des eucharistischen Wunders gewesen. In Italien natürlich. Dort in der Kirche hängt eine von den Jahrhunderten gebräunte Oblate, und von der sagen sie, das sei eine Fleisch gewordene Hostie, weil ein ungläubiger Priester, er sei tot umgefallen, als sie anfing zu bluten. Diese Italiener.

Wir waren von allen guten Geistern verlassen gewesen. Und die bösen verfolgten uns. Zwei Deutsche. War ja nicht schwer, in Italien Deutsche anzutreffen. Ausgerechnet uns aber hefteten sich die zwei grössten Penner an die Fersen.

Die Kapuziner waren unsere Rettung. Sie besorgten uns ein sauberes Zimmer, augenzwinkernd, und die Leute, die am Abend bei ihnen zu Wein und Kartenspiel, führten uns herum. In den Naturpark, zum Santuario und in die Tavernen, überbordende Platten Pastasciutta und Lammkoteletts und Wein in Strömen. Das wunderbare Hochzeitsmahl, und wir die Ehrengäste. Le due M. Wir waren wie Kinder, ein paar Tage lang. Die Absolution kam von den Kapuzinern, nicht im Beichtstuhl, nein, bei Wein und Kartenspiel, eine kurze Zeit lang aufgehoben im Herzen der Menschlichkeit.

Der eine Deutsche war inzwischen im Krankenhaus, der andere saufend am Strand. Zum Glück war Sommer, es spielte keine Rolle, dass wir zwei M. bei unserer Ankunft im Park übernachten mussten, das heisst, im Morgengrauen zwei, drei Stunden bis zum ersten Sonnenstand auf einer Bank dösen, zusammengestaucht und hadernd. Die eine M. war kein Trost, ein einziges winziges Mal war sie kein Trost, wo es einen die Seele. Wir zwei Hübschen derart in der Gosse.

Es war wirklich nicht unsere Schuld.

Stiegen in Bari, kaum angekommen, gleich wieder in den nächstbesten Regionale, da Bari ziemlich mafiös. Gut gegessen noch, in einer Rosticceria, war ein Sonntag, auf der Strasse nur Männer. Den Geldbeutel festklammern, war doch schon in Rom im Bus etwas abhanden gekommen, ein Stoss in den Rücken, gestolpert, so ein Hund, und weg war er, der Pass und das ganze Bargeld der einen M. Sassen dann stundenlang auf der Schweizer Botschaft rum, das half wenig. Nur ein Notdokument, um wenigstens wieder eingelassen zu werden in das Land, das den roten Pass ausgestellt hatte.

Wir reisten trotzdem weiter, die eine M. hatte noch ein wenig Geld. Wir waren bereit, unter- und in alles einzutauchen, was sich bot.

Dann das.

Am Bahnhof in Bari quatschten uns die zwei Deutschen um ein paar Lire an, für den Zug. Wir umdrehen und weg, bevor die Typen einmal blinzelten. Sassen im Regionalzug wie zwei Gerettete und lachten uns den Buckel voll, da kamen die daher, setzten sich zu uns, als ob sie dazu gehörten. Hübsch waren sie nicht, na ja. Als der Schaffner kam und die keine Fahrkarte, sah es echt aus, als ob wir die Tussis von denen, der Schaffner schielte verächtlich an uns vorbei, oh die Touristen. Im Ausland die Landstreicher spielen, und das Ausland hat dann das Vergnügen. Blieb uns nichts anderes, als denen die Fahrt zu bezahlen. Echt. In einem schlummrigen Moment, der Zug tuckerte schon eine Weile dem Meer entlang und die zwei Säufer schnarchten, schlichen wir ab, durch die Waggons bis an die Zugspitze, und beim nächsten Halt raus. Ha. Wir wussten nicht, wo wir waren, das Ortsschild erinnerte dunkel an einen Namen auf der Liste der Wallfahrtsorte. Da waren wir zwei M. und kamen uns sehr schlau vor. Bis der Zug abfuhr und die zwei Typen auch dastanden.

Die Kapuziner retteten uns vor denen, eigentlich der Unfall, aber sie glaubten uns wenigstens, dass wir nichts mit denen. Sie wussten. Le due M. Ohne Beichtaufforderung.

Das mit dem Unfall war so, dass wir in dem Wunderstädtchen vor einer Bar herumhingen, ein paar italienische Jungs schwänzelten um uns herum, zwei knackige junge M. aus dem Heidiland. Tranken was, es war schon Nacht, und die Bar auf Meereshöhe zwischen Endlosschlaufen, kurvig und felsig die Gegend da. Wir feierten, le due M. mit den Ragazzi, war einfach, unbefangen zu sein. Bis

Die netten Kapuziner und die wilden Deutschen.

die Deutschen sich wieder an uns hängten, und die Ragazzi lächelten beklommen und verzogen sich, und wir konnten ihnen nicht beibringen, dass wir nichts mit denen. Ein Ragazzo blieb, überliess allen Ernstes dem einen Deutschen seine Maschine, eine Motoguzzi, oder so, etwas Italienisches, 250 Kubik oder 500, was echt Scharfes, was nur so um die Kurven flitzt, und wir wussten, dass es nicht gut herauskommen würde. Der Deutsche davon, um die Kurven, die Kurven, nüchtern war er auch nicht mehr. Wir standen da, klamm und bang, mit dem Italiener, und peinlich. Hinten brandete das Meer ein bisschen, so gut das geht als Mittelmeer, und die eine M., die sonst immer weiss was, war auch ratlos. Es kam, was kommen musste. Die Nacht schritt voran, der Typ kam nicht, hatten wir zwanzig Minuten gewartet, eine Stunde, machte sich einer mit seinem Motorrad auf die Suche, da heulte schon der Krankenwagen vorüber und wir wussten, was es geschlagen.

Die eine M. musste mit ins Spital, ob sie wollte oder nicht, weil sie etwas Italienisch, der Typ kein Wort, und nun so oder so schweigsam und blutig. Der Arzt schnoddrig, kein Wunder, wenn der denkt, dass sie die Tussi von dem, oh diese Touristen. Und die eine ohne die andere M. Als nach der Operation der Typ aus dem Schneider und an ihrer Hand hing und immer nur bleib bei mir flüsterte, fuhr sie im Morgengrauen, nachdem die Polizei das Protokoll aufgenommen, sie dolmetschte, so gut es ging, im Streifenwagen in den Park, und die beiden M. wieder bange froh zusammen, was für ein Schlamassel, umarmten sich vor Erleichterung. Das war das Ende der Nacht im Park, und irgendwann in der mühseligen Müdigkeit des Tages, ein Sonntag, und Hitze, und knallblauer Himmel, nur alles andere im Kopf als Ferienidylle, den Berg hoch, die verdammte Wunderstadt hing am Felsen wie ein Taubenschlag, unten maritima, oben centro. Und die ganzen Ferien versaut, sass man fest wegen dieser Blödmänner und wusste nicht, was und wie.

Man fragte sich durch, nach einer Pension, kein Geld auch nicht mehr, so landete man bei den Kapuzinern, drei waren es, einer dick, bärtig und bärig, kapierte alles ohne Worte. Der andere schweigsam und kochte, der jüngste jung und knackig, gar nicht wie ein Mönch, und Gefängnispfarrer. Sie nahmen alles an die Hand, auch uns. Schlaf, Aufmunterung, Sightseeing, Spiel und Wein, Pasta und Koteletts, und willkommen in der famiglia, als hätten sie seit Jahren auf die zwei M. gewartet, um komplett zu sein, irgendwann spült es sie an den Strand. Eine Pensione ganz für uns, und wir ein paar Tage lang wie neu.

Der Anwalt der Kapuziner nahm sich der Deutschen an und regelte die Sache mit dem Ragazzo, dem sein neues Motorrad der eine zu Schrott gefahren, und machte allen klar, dass die zwei M. nichts mit denen zu tun, ausser durch Zufall, weil die Kapuziner uns glaubten, alles, und niemand lügen musste in der Stadt des eucharistischen Wunders, an das sich niemand erinnert ausser blutrünstige Katholiken.

Einmal trafen wir uns noch mit den zwei Deutschen am Strand, der eine mit vernähtem Kopf und Flecken unter den Tätowierungen, der andere mit Suffbeulen, und endlich begriffen sie, dass nichts so ist, wie sie wollten.

Le due M. ein paar Tage in der Stadt des Pseudowunders, ist tatsächlich. Das wäre der Ort gewesen und das Leben, um sich einzunisten. Was Eigenes. So etwas wie Glück war es gewesen, dort, und keine von den zwei M. wird es vergessen, wenn es auch tief in der Vergangenheit und man die Namen der Kapuziner nicht mehr weiss. Es waren helle Tage gewesen, Sommer in Italien, obwohl nicht einmal ein Bad im Meer. Das Danach hatten die zwei M. für eine kurze lange Zeit lang vergessen. Erinnerten sich erst wieder, als sie die Grenze überquerten in Chiasso und die Zöllner den Notpass kontrollierten, der nur drei Tage gültig gewesen wäre, das nach zwei Wochen, und nochmals Scherereien, war egal. Jede Minute länger an der Grenze verlängerte die Tage in einem Leben, in dem man eingebettet wie in Zucker und Schmalz.

Le due M. Was vor ihnen lag, konnte man vergessen wie den Herbst in der Schweiz nach einem italienischen Sommer. ✷

Geflüster in sardischer Nacht

VON SVEN BOESIGER

Okay, so war es, in einem jener Sommer, flirrend heiss, mit der Geliebten auf der gemieteten Vespa cruisend, beinahe fliegend, Sardinien durchstreifend, wo die Atmosphäre gelegentlich von gelassen zu geladen kippen kann.

Irgendwo in Strandnähe an der Ostküste, ein inoffizieller Zeltplatz, wir dachten, es wäre ein guter Ort. Neben allen anderen entfalteten wir also unser Zelt. Der Tag war so, wie die Tage am Strand halt sind. Die Nacht begann mit einer guten Flasche sardischen Wein, und irgendwann schliefen wir ein. Stunden später, das sporadisch wirre Geflacker einer Taschenlampe; seltsame Geräusche holten mich in die Realität zurück, und nackt wie ich lag, kräuselte augenblicklich ein Schauer die Haut. Geflüster, wieder Ruhe, Schritte, bewegtes Licht, Geflüster und immer wieder dieses sonderbare Geräusch; meine Sinne übersteigert scharf, wagte ich kaum eine Bewegung, versuchte aber trotzdem vorsichtig, durch den schmalen Spalt zwischen Zelt und Boden hindurch irgendetwas zu erspähen und hoffte, die Schlafende neben mir wache nicht auf, im Sinne von «möglichst unsichtbar bleiben» – Mimikry, wie die Käfer eben. Alsbald wurden die Geräusche von der Nacht verschluckt, und der Spuk war vorbei.

Ein seltsamer zweiter Teil offenbarte sich am Morgen beim Rauskriechen: geheimnisvoll um ihre Zeltlager Herumstehende, fuchtelnd mit Armen und Worten. Sämtliche umliegende Zelte waren mit einem Messer aufgeschlitzt worden. Ausser eben unseres. Wir bemerkten erst jetzt, dass nur Sarden-Familien neben uns campierten. So konnten wir kaum Näheres in Erfahrung bringen. Wir packten und zogen mit einem schwierig zu beschreibenden Gefühlszustand ab.

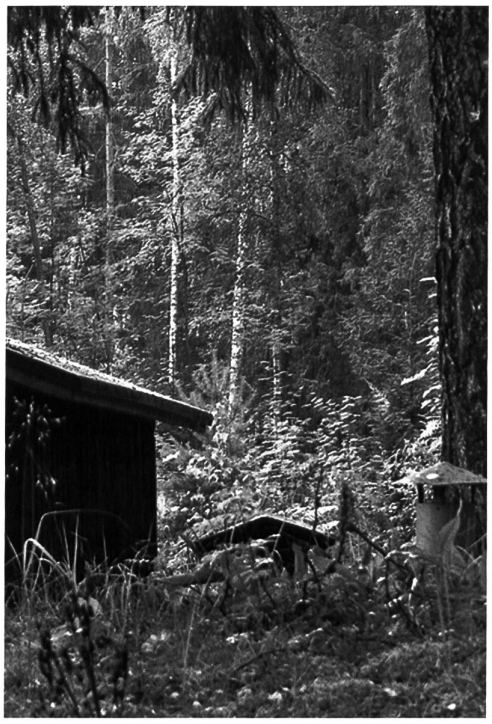
NORDISCHE SPIELZEUGLANDSCHAFT

VON DANIEL KEHL

Eine Freundin zieht von St.Gallen zurück nach Finnland. Die Möbel werden im Container transportiert, den Fiat bringen meine Familie und ich nach Hamina in Finnlands Osten. Die Reise auf der Autobahn durch Deutschland, Dänemark und Schweden verläuft ohne Probleme, wir erwischen dort den letzten Platz auf der Fähre nach Turku. Wir starten mit der roten «Viking Line» vom Hafen mitten in Stockholm und gleiten langsam Richtung Ostsee. Erst geht es an Lagerhallen, Parks und Wohnhäusern vorbei. Endlos zieht sich die Route durch die Schären hin, es sind einfache Bootsanlegestellen, kleine Häfen und immer wieder Föhrenwälder mit rot gestrichenen Wochenend-Häuschen zu sehen. Es ist wie auf einem Ausflugsschiff auf dem Alten Rhein. Manchmal scheinen wir zu träumen, denn ein blaues Hochseeschiff schwebt über der Uferlandschaft am Horizont und kreuzt unseren Weg. Es ist keine Fata Morgana, sondern das Schiff der «Blue Line», das auf einem anderen Schärenkanal in der Gegenrichtung unterwegs ist und Hügel und Bäume überragt.

Als wir nach zwei Stunden endlich die offene Ostsee erreichen, erinnert die glatte Wasseroberfläche eher an den Bodensee als an raues Eismeer. Wir tauchen in eine Nebelbank von Möwen verfolgt. Dann kommt die Sonne zurück, und mit der grossen Leere ist es bereits wieder vorbei. Wir passieren Dutzende von Mini-Inseln, manche sind nur Granitrücken ohne Vegetation. Unser riesiges Fährschiff tuckert gemütlich durch eine Spielzeug-Landschaft. Dann legen wir in Mariehamn auf den finnischen Åland-Inseln an, auf halbem Weg nach Turku. Nebst anderen gehen auch die Anhänger eines Sportvereins von Bord, die per Schiff an ein Meisterschaftsspiel fahren.

Wir treiben weiter dahin, zählen die unzähligen Inseln nicht mehr. Unser Sohn entdeckt die Spielhöllen im Bauch der Fähre. Wir lesen auf dem Sonnendeck, vergessen die Zeit und füttern Möwen, die um Nahrung betteln. Zuhause ist weit weg. Dann summt das Mobiltelefon: Ich bekomme ein Fussball-Zwischenresultat aus St.Gallen. Service eines verlässlichen Freundes. Der Motor der Fähre brummt, zwischendurch macht der Kapitän eine Durchsage, die wir nicht verstehen, und die Inseln mit den niederen Nadelbäumen werden grösser und zahlreicher. Unser Sohn kommt regelmässig vorbei, vermeldet seine Erfolge am Spielautomaten und deponiert die Gewinne. Wir dösen in der Sonne und wundern uns über den Norden, der ganz anders ist als erwartet: Warm, freundlich und angenehm. Ich bekomme neue Handy-Nachrichten, der Tonfall ist besorgt. Ich spaziere auf der Fähre herum, beginne, mich abzulenken. Dann ist das Spiel endlich fertig, und wir fahren in die engen Schären-Kanäle Richtung Turku. Gelegentlich stehen Menschen auf den Inseln oder am Ufer und beobachten unsere Fähre. Kurz vor dem Ziel passieren wir eine kleine Saunahütte. Die Begrüssungs-Szene könnte aus einem Kaurismäki-Film stammen: Die Männer vor der Hütte lachen und winken freundlich, dann drehen sich um, lassen das Badetuch fallen und strecken uns ihre Hintern entgegen.



DER BÄRENFUSS

VON MATHIAS FREI

Ich war im Sommer 2002 unweit von Hattuuvaara im finnischen Wald an der Grenze zu Russland mit mir und wilden Beeren beschäftigt. Ich sammelte und ass und sammelte. Das Sammeln von Beeren gilt im Land der Kaurismäkis, Sibeliusse, Puntilas und Sulanders als beliebte Freizeitbeschäftigung mit meditativem Charakter. Ein zeitloses Hobby, das sich auch vorteilhaft auf die körperliche Konstitution auswirkt, vor allem nach Nächten, die mit Starkbier begonnen und finnischem Wodka geendet haben. Auf jeden Fall kniete ich in jenem finnischen Sommer auf dem Waldboden und versank beinahe im Moos. Die Zeit war nebensächlich, und es war ruhig. Bis sich plötzlich ein Bär, so gross wie ein kleiner Hügel, vor mir erhob. Ich war wohl in Meister Petz' Beerenrevier eingedrungen. Minutenlang kämpfte ich um mein Leben. Der Bär war kein Schwächling. Er hatte mich am Fuss erwischt, das Blut spritzte, der Knochen war freigelegt. Ich revanchierte mich mit einer Kopfnuss. Plötzlich mischte sich ein russischer Grenzsoldat in unsere Auseinandersetzung ein. Er wünschte, unsere Visa zu sehen, ansonsten könne unser Aufenthalt in Russland empfindliche diplomatische Folgen nach sich ziehen. Der Russe empfing vom Bären einige gezielte Tritte. Der Bär war wütend, denn der Uniformierte hatte wohl versehentlich die Beerenkörbchen umgestossen. Am Schluss war der Grenzwächter tot, und der Bär trank mit mir auf die Freundschaft.

Und so war es wirklich: Es ist schlecht, wenn man sich am zweiten Tag der Ferien in Südfinnland aus Unachtsamkeit mit der neuen Axt in den Fuss haut. Der Schnitt war sauber und tief. Das Blut floss venös, der Knochen war tatsächlich zu sehen. Blutige Fahrt im Mietwagen zum Arzt, weiter im Krankenwagen ins Spital. Angst um den Fuss. Schliesslich kostete mich das Abenteuer dreissig Euro (inklusive Schmerzmittel). Saunaverbot und Gehstöcke, aber zollfreies Starkbier von den Åland-Inseln waren die Folgen. Gehen war zwar bald ohne Stöcke möglich, aber dann bin ich während einer Schäreninsel-Rundfahrt in einer Campingplatz-Dusche ausgerutscht: schwere Prellungen und wieder die Stöcke. Da nun Saunagänge morgens um fünf Uhr nicht mehr drin lagen, hatte ich genug Zeit zum Nachdenken. – Deshalb Trost im Alkohol gesucht und gefunden und endlich die finnische Seele verstanden. Die Narbe gibts noch heute.

ZEICHNUNG: WOLFGANG STEIGER

Das Glangger-Gitzi

VON WOLFGANG STEIGER

Die drei kreuzten auf der Äscherwis in Arbeitsoveralls mit ihrer kaputten Kettensäge auf. Keine Ahnung, wer ihnen den Weg hierher verraten hatte, jedenfalls hofften die Frau und ihre zwei Kollegen aus dem linksautonomen Zürich bei mir auf Hilfe. In einer Nachbargemeinde hatte das Trio seit kurzem ein Bauernhaus gemietet. Ihr Vorhaben, Brennholz zu verarbeiten, scheiterte am Motor der Kettensäge. In diesem Zusammenhang begegnete ich Patrick zum ersten Mal. Seine Wohngemeinschaft hielt nicht lange zusammen. Während seine Partner wieder in den Kreis vier zurückkehrten, wohnte Pat eine Weile bei mir und schlüpfte dann bei Anna auf dem Kohlplatz unter. Annas Gehöft lag eine halbe Stunde entfernt hinten im Tal zwischen Fuchsackerhöhe und Erzenberg.

Pat trug einen französischen Nachnamen. Obwohl er im Thurgau aufgewachsen war, drückte manchmal der Französischakzent in seiner Aussprache durch. Pats welscher Charme wirkte nicht nur auf mich, auch Anna fand ihn nett. Ebenfalls bei Anna gestrandet war eine Familie mit drei Kindern, einem vierten in Erwartung, und ein paar Geissen aus dem Tessin. Am früheren Wohnort der Familie, zuoberst im Onsernonetal, war die Geissenherde täglich bis zu zwanzig Kilometer im Niemandsland am Rand zum Gebirge umher geschweift. Am Abend zur Melkzeit hatten sich die Tiere jeweils von selbst wieder im Stall des Maiensässes eingefunden. Im Appenzeller Hinterland eckten die Tessiner Geissen aber bei Nachbarn und Förster an. Geissen weiden hier ausschliesslich auf eingezäunten Wiesen. Auf diese Art war die Tessiner Herde unmöglich zu halten, schon, weil es auf dem Kohlplatz an tauglichem Zaunmaterial mangelte. Notfallmässig zogen Anna und die Familie mit den Geissen deshalb auf eine aufgegebene Alp, die sie am Alpensüdhang ausfindig gemacht hatten, und Pat hütete den Kohlplatz. Das schöne Wetter liess den wilden Majoran und die Wasserminze auf der Weide duften. Pat molk die zuhause gebliebene Geiss und schöppelte ihr Glangger-Gitzi. Das Geisslein litt an der mysteriösen, im Wallis Glangger genannten Geissenkrankheit, die überall auf der Welt unvermittelt Neugeborene in den Ziegenherden befallen kann, jedoch keinen Virus als Ursache hat. Die Gitzi bringen nicht mehr genug Kraft zum Saugen auf und sterben fast immer.

Der Junimonsun mit Dauerregen eröffnete seinen Wetterkorridor in Richtung Nordwesten. Aus dem Fuchsackerwald dampften Nebelschwaden senkrecht in die Höhe. Die sonst vom Herdengebimmel belebten Weiden auf der gegenüberliegenden Talseite gähnten vor Leere. «Der Fuss braucht mehr Futter als das Maul», sagten die Bauern. Sie behielten die Kühe im Stall, mähten in Gummistiefeln, Hut und Regenmantel und grasten ein, um den aufgeweichten Boden zu schonen. So fand ich Zeit, einmal auf dem Kohlplatz vorbeizuschauen. Ums Haus herum war kein Lebenszeichen auszumachen. «Pat!», rief ich in die Stille des Hauses hinein. Von irgendwoher tönte ein Scheppern. Ich öffnete die Türe, die vom Vorraum in die Küche führte. Der Boden war übersät mit Gegenständen. Mitten im Raum stand Pat, einen Fuss in eine Bratpfanne gestellt, in einer seltsamen Bewegung erstarrt. «Pat? Was machst du da?» Pat schaute mich traurig an und teilte mir stockend den Tod des Gitzis mit. Er wisse sich aber schon zu helfen, meinte er dann trotzig und führte mich vor das Haus, wo das tote Tier im Gras lag. In seinen Pyjamahosen kniete Pat auf den Boden, das Haar von einem Stirnband zusammengehalten. Mit allerlei Krimskrams, wie getrockneten Kräutern, Federn, Hölzchen und Undefinierbarem in Lederbeutelchen versuchte er in einem schamanistischen Ritual, das Gitzi ins Leben zurückzurufen. Es half alles nichts.

Der Tod der Kreatur erzeugte bei Patrick einen Knackpunkt. Was nachher kam, veränderte die Idylle des hügeligen Graslandes mit den verstreuten Appenzeller Holzhäusern und ihren gegen Süden gerichteten Fassaden unter blauem Himmel mit Schönwetterwölkchen ins Gegenteil. Ihm blühten Dunkelheit, →

Psychopharmaka und Ausgrenzung. Doch vorläufig hauste Pat noch auf dem Kohlplatz. Wie immer man aus der Perspektive der Normalos über Pats psychotischen Schub und seine Uneinsichtigkeit für seinen Zustand urteilen mag, man muss ihm anrechnen, zur Geiss schaute er gut. Er führte sie am Morgen auf die Weide, gab ihr frisches Wasser, liess sie Salz schlecken, stallte sie am Abend ein und molk sie regelmässig. Weil das Gitzi nicht mehr da war, genoss er ihre Milch selbst.

Aber in der Nacht fand Pat keinen Schlaf. Er geisterte durch die Wälder, über die Wiesen und um die Häuser. Einmal lungerte er nachts beim Restaurant «Untere Mühle» vorne beim Wissenbach herum, als ihn der Drang zum Scheissen überkam. Er erleichterte sich auf dem Parkplatz zwischen den Autos. Einheimische Burschen verpassten daraufhin dem «widerlichen Hippie» eine Tracht Prügel. Die Polizei erhielt Anrufe besorgter Anwohner, Nachtwanderer und Tagediebe hätten hier nichts zu suchen. Nicht alle lieferten ihn ans Messer. Die Polizisten fragten die alte Frau Solenthaler im Talgrund unter der Haustüre über Pat aus. Er sass während der Befragung bei ihr im Haus in der Nebenstube, aber Frau Solenthaler hielt dicht. Mir war klar, dass Patrick Hilfe brauchte. Die Rolle des Zuschauens und Aushaltens, was immer auch kommen mochte, war schwierig. Ich nahm Kontakt mit seiner Familie auf. Dann überstürzten sich die Ereignisse. Ein Konvoi aus drei Autos fuhr auf der Kiesstrasse in das Tal, um Pat abzuholen. Er kam in die geschlossene Abteilung der psychiatrischen Klinik Herisau. Gleichzeitig kehrten Anna und die Geissenhalterfamilie ohne Herde auf den Kohlplatz zurück. Die Gebäude auf ihrer Alp lagen unterhalb eines riesigen Kastanienwaldes, da hinein waren die Geissen ausgewildert.

Aus Pat, dem Hippie, der sich mit den Geistern des kleinen Tales im appenzellisch-toggenburgischen Grenzgebiet vereinigt hatte, wurde Pat, der Patient. Ich besuchte ihn in der Klinik. Er beklagte sich bitter über das, was ihm angetan worden war, wünschte, dass die Medikamente abgesetzt und er in die Freiheit entlassen würde. Währenddessen gingen Anna auf dem Kohlplatz und ich auf der Äscherwis daran, das Heu einzubringen. Im August hielt ich mich einmal bei Abenddämmerung noch ein wenig draussen auf. Die Fledermäuse schwirrten kreuz und quer umher. Aus der Scheune duftete das frisch eingelagerte Emd. Lauter vertraute Eindrücke, aber bei der Hausecke nahm ich einen eigenartigen Geruch wahr. Im Halbdunkel stand Pat, von den Medikamenten aufgedunsen und mit einer Chemiefahne. Er war inzwischen in die offene Abteilung verlegt worden und prompt ausgebüxt. Bei seiner endgültigen Entlassung aus der Klinik fuhren zwei Beamte der Appenzell-Ausserrhoder Kantonspolizei Patrick mit dem Streifenwagen auf den Bahnhof Gossau. Dort lösten sie ein Billet Zürich einfach für ihn und setzten ihn in den Intercity. ✹

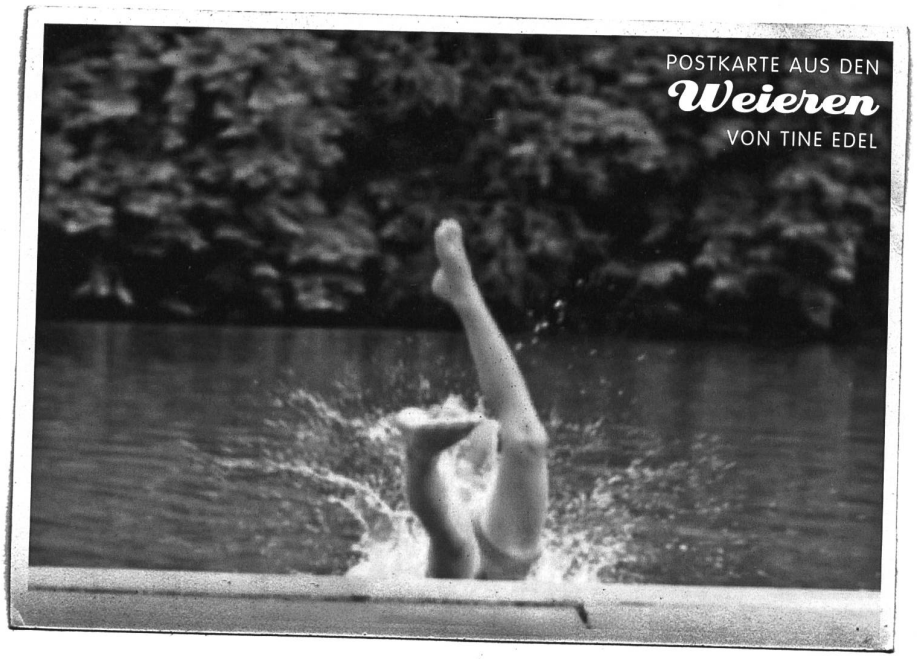
Patrick Vannod engagierte sich nach seiner Rückkehr nach Zürich für die Rechte der Patienten. Dem Verein Psychiatrie- und Psychose-Erfahrene der Schweiz stellte er sich als Kassier zur Verfügung.

JAN HELLER LEVI

Anatomie Stunde

Wenn es nach dir ginge,
könnte sich jeder deiner Körperteile loslösen.
Dein Herz, das die Ärzte einen Muskel nennen
und sie müssen Recht haben, plumpst aus der Brust,
rollt mit einem lustigen Hops, Hops, Hops über den Fussboden
zur Schreibmaschine, stemmt sich über der Tastatur auf.
Es sackt zusammen und schaudert und die Worte kommen hoch
wie Schläge aufs Papier. Inzwischen
musst du pinkeln gehen. Deiner Blase
wachsen winzige Beinchen, sie huscht zur Toilette,
schwebt über der Schüssel. Deinen Händen
keimen kleine Flügel, sie fliegen hinterher, packen sie, heben sie hoch
und pressen. Herausfliesst die Pisse, wie Wasser
aus einem seifigen Schwamm. Ah, das tut
gut. Inzwischen, denk dran, schreibt
dein Herz noch immer. Jetzt willst du ein Sonnenbad. Deine
nackten Arme und Beine nehmen den Lift nach unten
zum Park, legen sich auf
eine Bank, rotieren alle fünfzehn Minuten
zu den Haupt-Bräune-Zeiten um elf und vierzehn Uhr.
Deine rechte Brust nimmt die Subway
zum Studio deines Gatten, deine linke
Brust hüpft auf den Shuttle nach Boston, um sich in
der Hand eines früheren Liebhabers zu wölben. Deine
Muschi checkt in einem Hotelzimmer in Cannes
mit der Zunge des ganz jungen Paul Newman ein.
Inzwischen, denk dran, schreibt dein Herz noch immer.
Deine Hände sind jetzt frei, um bei einer Telefonkette mitzumachen
und Umschläge für Greenpeace zu stopfen. Deine Füsse
tanzen zur Marvin-Gaye-Fassung von
Heard It Through the Grapevine, dein Busen
gleitet unter ein T-Shirt, auf dem No Justice,
No Peace steht und geht auf die Strasse. Inzwischen
schreibt dein Herz, dein fabelhaftes, brillantes, komplexes,
konzentriertes Herz weiter, weiter, weiter.

Aus dem Amerikanischen von Florian Vetsch



1974

VON PIUS FREY

Nach der Arbeit in einer Baselbieter Kirsch-Brennerei habe ich Lust, politisch zu reisen. Im Spätsommer wäre die Rekrutenschule angesagt. Der Basler Motorradkollege S. ist eingefleischter Irland-Fan. Er ist Aktivist für ein freies Nordirland, befreit vom britischen Kolonialismus. In Nordirland herrscht Bürgerkrieg. S. engagiert sich für Sinn Féin, den politischen Arm der IRA. S. und ich beschliessen, einen Motorrad-Trip zu machen. Wir wollen zur internationalen Konferenz der antikolonialen Befreiungsbewegungen in Dublin; organisiert von Sinn Féin. Während S. mit seiner Laverda Richtung Dublin losfährt, stockt meine Yamaha. Also fahre ich mit der Bahn. Nicht gleich direkt nach Irland, sondern endlich ein Mal nach London. – Der Sound, die Szene. Vielleicht wäre ich dort hängen geblieben, von der antiimperialistischen Konferenz träumend.

Mit der Bahn gehts nach Calais. Dort auf die Fähre. Auf dem Schiff gestrenge Passkontrolle. Kritische Blicke. Die Fähre landet in Folkestone. Schroffe Kalksteinfelsen. Schroffe Bullen. Verhaftung. Warum? Wieso? Keine Antworten. Die Sonne scheint in die Zelle. Ich blicke zwei Schwarzen in die Augen. Wir verständigen uns irgendwie und verstehen uns. Auch sie wollten an die Konferenz nach Dublin. Sie sind Delegierte der MPLA, der Befreiungsbewegung in Angola gegen den portugiesischen Kolonialismus.

Wir werden verhört und beschuldigt, IRA-Sympathisanten zu sein. Bald ist klar, dass die politische Polizei bestens über unser Vorhaben informiert war, dass Briefe abgefangen und Telefone abgehört wurden. Die Angolaner und ich werden getrennt. Nach drei Tagen werde ich abgeschoben. Unter Polizeibewachung gehts aufs Schiff. Zurück nach Frankreich. Mit der Bahn direkt in die Schweiz. Ich werde in Basel von französischen Polizisten den Schweizer Kollegen übergeben. Die lassen mich in Ruhe.

Es ist ein heisser Sonntag. Gute Stimmung am Rhein. Alle wundern sich, warum ich schon wieder da bin. Dann werde ich von Freunden informiert, in Zürich sei was Grosses geplant. Eine militante Hausbesetzung für Wohnraum und selbstbestimmtes Leben. Das Hegibach, ein leerstehendes, ehemaliges Altersheim, soll geräumt werden. Diese grosse Liegenschaft gilt es nun zu verteidigen. Wir haben eine Wut im Bauch und beschliessen, nach Zürich zu fahren. Dort trifft sich ein bunter Haufen. Wir treffen auf sture Ideologen, Intellektuelle, Rockerinnen, Prolos, kämpferische Frauen, Drogenfreaks, Freidenkerinnen, Gassenmenschen, militante Schwule und Lesben und psychedelische Träumer. Es gibt chaotische Sitzungen. Die Planung zur Verteidigung der Hegibach-Häuser läuft auf Hochtouren. Ein Fest findet statt, dazu werden Plakate, Flugblätter und Transparente produziert. Heisse Diskussionen. Liebe und Revolte. Alles läuft miteinander. Es müssen Fragen geklärt werden: Wie verteidigen wir uns? Gewalt? Peace? Dann geht alles schnell. Das Ultimatum der Behörden läuft ab. Wir verbarrikadieren uns. Treppen werden mit Schmierseife behandelt. Es wird genagelt und gemauert. Transparente und Fahnen werden gehängt, Lautsprecher auf die Dachterrasse gestellt. Eine schlaflose Nacht liegt vor uns.

Ein düsterer Morgen folgt. Unsere Feinde kommen. Ein fast nicht enden wollendes Polizei-Heer. Wir empfangen von der Dachterrasse das Räumungskommando mit infernalischem Sound. Von allen Seiten werden wir abgespritzt. Die Polizei-Truppe kämpft sich Stockwerk für Stockwerk durch diverse Barrikaden, dann stehen sie vor uns. Der Traum ist aus. Wir werden die Treppen hinuntergezerrt und in bereitstehende Ford Transit geschmissen und gleich noch im Innern mit einer Tränengaspetarde eingenebelt. Schreie, Verletzte, Panik, Wut. Unser Widerstand war gebrochen. Irgendwann finde ich mich in einer Einzelzelle wieder und weiss, dass dieser Sommer für mich gelaufen ist. Die nächsten Tage gibts Verhöre. Die Frauen und Männer, welche nicht aus Zürich stammen, werden als Rädelsführerinnen und -führer gebrandmarkt. Ausserirdische, die sich erfrechten, solidarisch zu sein. Längere Zeit hielt ich mich in den tränengasverseuchten Kleidern in der Zelle auf. Obwohl mir Freunde schon längst frische Sachen gebracht hatten. Dann endlich mal eine Dusche und etwas zu lesen: Den gesamten Frisch aus der Bibliothek des Bezirksgefängnisses und dazu eine Geschichte der Arbeiterbewegung. Wir angeblichen Rädelsführer bleiben lange drin. Kampagnen und ein engagierter Anwalt holen uns raus.

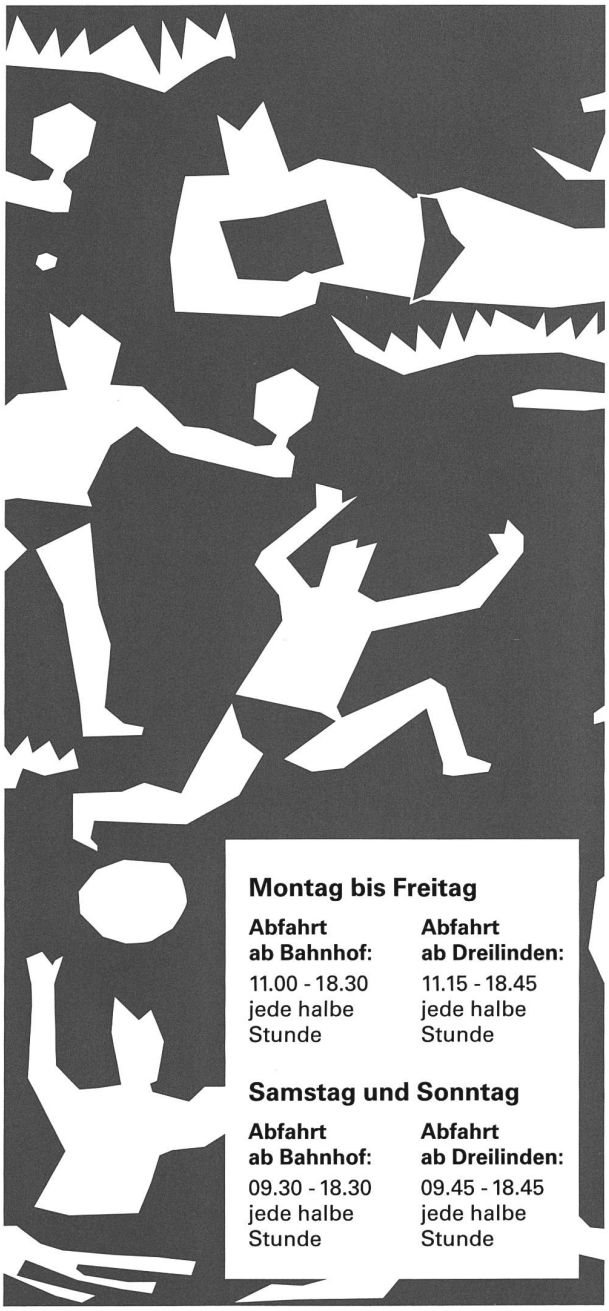
Es gibt einen herzlichen Empfang, und Hürlimann-Bier fliesst in Strömen. Die Rekrutenschule hat längst begonnen. Alles egal. Endlich doch noch die Reste des Sommers 1974 geniessen und die Freiheit auskosten. Das Leben, das Engagement und der Kampf gehen weiter. Doch es bleiben auch Wunden. Das Hegibach wird dem Erdboden gleich gemacht, und wir warten auf den Prozess. Doch das ist eine andere Geschichte. ✹

Stadt St.Gallen
Sportamt

BÄDERBUS DREILINDEN

Do., 21. Mai bis So., 30. August 2009

Nur bei schönem Wetter (Auskunft: Telefon 0800 43 95 95)



Montag bis Freitag

Abfahrt ab Bahnhof:	Abfahrt ab Dreilinden:
11.00 - 18.30 jede halbe Stunde	11.15 - 18.45 jede halbe Stunde

Samstag und Sonntag

Abfahrt ab Bahnhof:	Abfahrt ab Dreilinden:
09.30 - 18.30 jede halbe Stunde	09.45 - 18.45 jede halbe Stunde

Fahrroute:

■ Hauptbahnhof ■ Markplatz ■ Spisertor ■ Schülerhaus
■ Parkplatz Dreilindenstrasse ■ Parkplatz Familienbad

Fahr mit! Der Umwelt zuliebe.

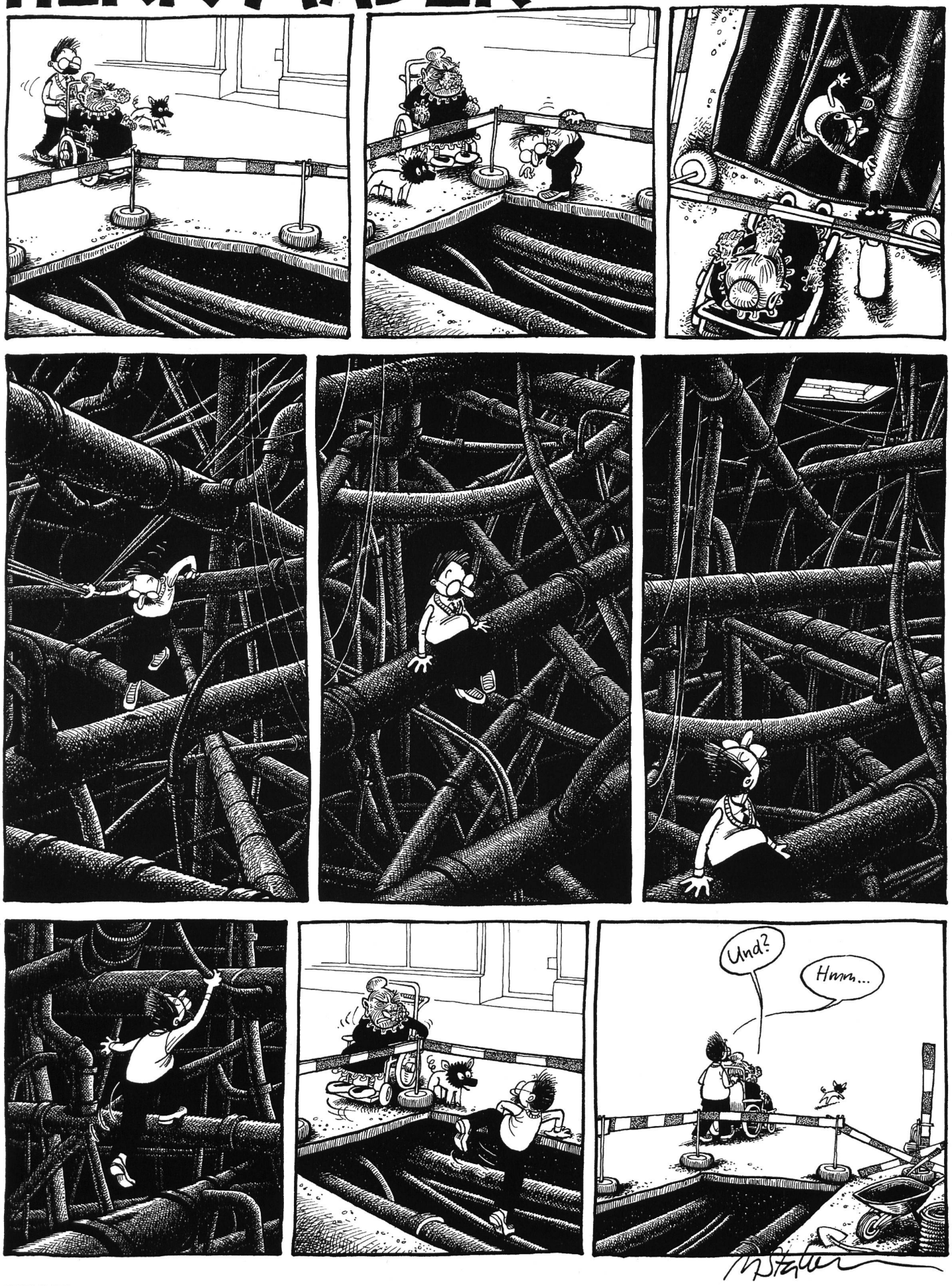
BARATELLA

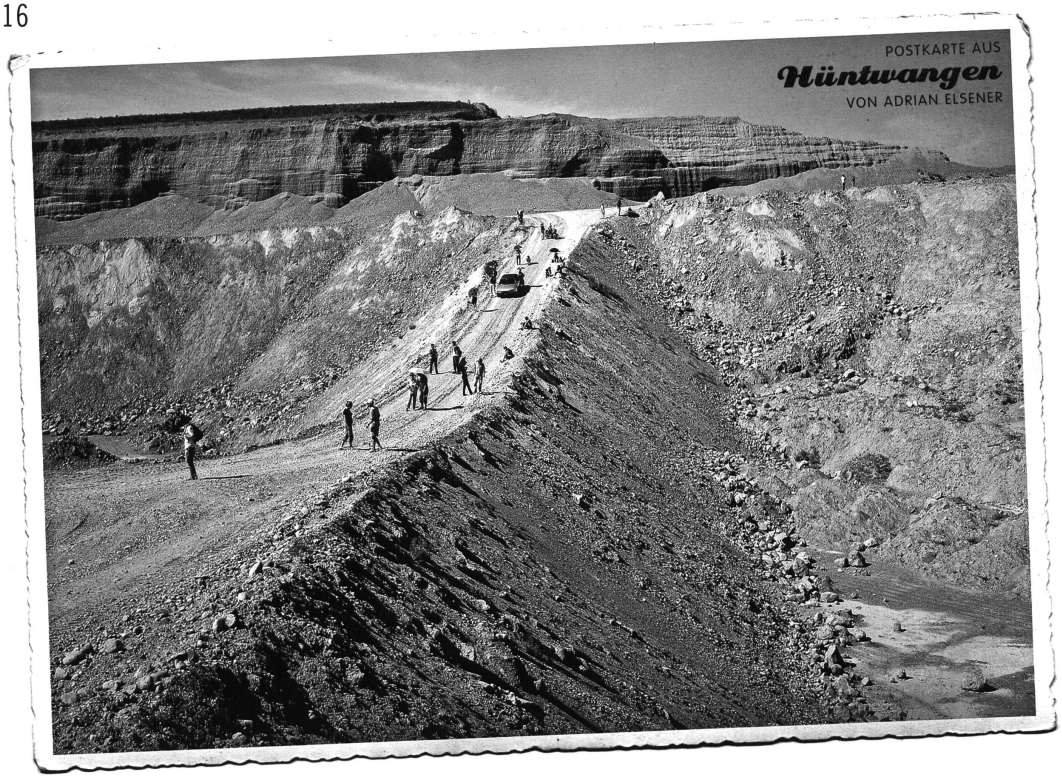
Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

HERR MÄDER SOMMERLOCH

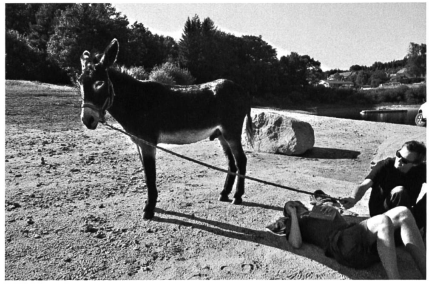




**Drück den Karren an die Wand. Fort mit den SUVs und Monstertrümmern.
Setz dich in den kleinen Schlucker. Hänge deinen Gedanken nach.
Worauf du schnell merkst: Das Bad im Öl der Multis ist alles andere als kultig.**

MIT PONPON IN DER LIMOUSIN

VON FLORIAN BACHMANN



Der rettende Zöllner

VON OTMAR ELSENER

Ich war neun Jahre alt, fischte in den Schulferien oft auf der Rorschacher Hafenmauer und konnte noch nicht schwimmen. Die Fischerrute war ein Haselstecken mit Agraffen, die Bleie am Silch waren mit den Zähnen zurechtgebissen, und am billigen Goldängeli unter dem farbigen Kiel badete eine Made, die ich mit einem toten Fisch selbst gezüchtet hatte. Ich stand allein auf den Steinplatten, wo die Hafenmauer eine Biegung macht, gegenüber dem historischen Kran. Schwärme von Pflüterli und Egli mit ihren grünen Streifen auf dem Rücken schwammen in der Nähe der Hafenpfähle. Ein Egli knabberte an der Made, der Kiel ging unter, aufgeregt streckte ich den Fuss vor, und meine Madenbüchse lag im Wasser. Auf den hervorstehenden Steinen kletterte ich zum Wasser und wollte nach der schwimmenden Büchse greifen, da bekam ich Übergewicht und klatschte ins Wasser. Ich tauchte auf, ruderte mit Händen und Füssen, ging wieder unter, tauchte wieder auf. Ein Spruch schoss mir durch den Kopf: Man taucht nur drei Mal auf, dann versäuft man. Beim dritten Auftauchen sah ich dicht vor mir den dicken Pfahl. In Todesangst gelang es mir, ihn zu umklammern. Laut schrie ich um Hilfe. Gegenüber, vor dem Güterschuppen, hörte mich der Zöllner. Er schwang sich aufs Velo, raste am Kornhaus vorbei und über den damals nur einen knappen Meter breiten westlichen Teil der Hafenmauer. Bei mir angekommen, fand er an einem Geländer einen langen Stab mit zwei gerundeten Zacken, den er mir entgegenstreckte. «Häng dich dran!», rief er mir zu. Den sicheren Pfahl wollte ich aber nicht loslassen und setzte meinen Hintern auf die Zacken. Es tat weh, doch ich war gerettet. Der Zöllner winkte ein vorbeifahrendes Fischerboot heran. Der Fischer zog mich aufs Boot und lud mich auf dem Steg ab. Barfuss rannte ich nachhause – ohne Rute und Madenbüchse. Von der erschreckten Mutter wurde ich gleich ohne Nachtessen ins Bett gesteckt. Die Mutter wurde später am Abend auf dem Weg zur Kirche von aufgeregten Kindern angesprochen: «Frau Elsener, wissen sie schon, dass ihr Otmar ertrunken ist?» Noch im selben Sommer lernte ich in den Bassins der Badi schwimmen.

BILD: D-J STIEGER

Flugeinlage beim Hafenbahnhof

VON PETER MÜLLER

Während der Semesterferien arbeitete ich jeweils auf der Post Rorschach. Besonders geliebt habe ich die Arbeit im Hauptbahnhof. Das Ein- und Ausladen der Paketwagen, das Hin und Her zwischen den Geleisen, um Expresspost weiterzuspedieren – oft ein Wettrennen gegen die Zeit, gelegentlich mit so kuriosem Frachtgut wie lebenden Tieren. Ungefährlich war diese Arbeit nicht, passiert ist aber nie etwas. Auch den einzigen lebensgefährlichen Zwischenfall meiner Postzeit erlebte ich nicht hier, sondern beim bieder-langweiligen Rorschacher Hafenbahnhof. Schon hundert Mal hatte ich die Postsäcke auf den Schaffhausen-Zug gebracht, 18.37 Uhr war die Abfahrtszeit, glaube ich. Reine Routine. Ich stehe also mit dem Handkarren beim Bahnhof, schwatze mit dem Postlehrling, der zufällig ebenfalls auf dem Perron steht, und höre den Zug einfahren, der üblicherweise auf Gleis zwei kommt. Ich will den Handkarren über den Übergang stossen – da reisst mich der Postlehrling zurück, und alles geht blitzschnell. Eine riesige Masse Metall donnert auf mich zu: «Scheisse, der Zug kommt auf Gleis eins!» Die schweren Säcke fliegen durch die Luft, der Handkarren rammt mir einen seiner Griffe in den Bauch, ich selbst fliege hinterher. Ich begreife langsam, dass die Lokomotive den Karren nur gestreift hat: «Müller, da hast du Riesenglück gehabt.» Was ich in der Post davon erzählt habe, weiss ich nicht mehr. Ich arbeitete weiter und realisierte erst allmählich, dass dieser schöne Sommerabend um ein Haar mein letzter gewesen wäre. Ein unheimliches Gefühl.

Natürlich gab es auf der Post auch harmlosere Unfälle: Ein anderer Rorschacher Aushilfspöstler, dessen Name hier verschwiegen sei, machte nach seiner Briefträgertour jeweils am Seeufer eine Pause. Er stellte sein Wägelchen hin und setzte sich auf die Mauer. Eines Tages fiel er dabei ins Wasser. Wie er das fertiggebracht hat, weiss er bis heute nicht.

OH FERIENTAGEBUCH!

VON SABINA BRUNNSCHWEILER

«Vor der Metzgerei hängen zwei ganze Wildschweine. Und als wir später wieder vorbeikommen, ist ein halbes Wildschwein verkauft!», notiert meine Schwester am 15. Oktober 1985 im toskanischen Dorf «Radda in Chianti». Unsere Ferien begannen immer mit dem Kauf eines Notizhefts. Sie waren entweder rot oder blau, meist in einem Supermarkt erstanden, auf dem Weg in die Toscana, Camargue, nach Sardinien oder Dänemark. Abwechselnd musste ein Familienmitglied die Erlebnisse des Tages aufschreiben. Einige Seiten liessen wir offen für Fotos, hinzu kamen Skizzen der Ferienwohnung, Prospekte von Ausflugszielen, Jasstafeln, Ranglisten von Spielabenden, Ferienlektürelisten, ein Rezept für Pizzateig, die Quittung vom besten Ristorante.

Ehrlich gesagt: In unsern Ferienheften steht kaum etwas, das jemanden interessieren könnte, der nicht selber in engem Kontakt mit der Familie steht. «Ich schlief sofort ein auf der Luftmatratze, wurde aber wieder geweckt, als die Erwachsenen kamen und ein riesiges Gelächter abliessen. Ich glaube, sie haben zu viel Schnaps getrunken.» (Sommer 1987, Velotour Genf-Schaffhausen, Übernachtung in Brügg bei Biel). Viele Eintragungen sind für Aussenstehende nur bedingt verständlich. Manches bleibt auch für mich rätselhaft. Der Wert solcher Tagebücher ergibt sich nicht daraus, etwas möglichst exakt festzuhalten und einer breiten Leserschaft zugänglich zu machen. Wer selber dabei war, kann sich jedoch auch nach vielen Jahren in die Stimmung von damals zurückversetzen. Und genau darum geht es doch: Bestimmt sind wir gut beraten, mit den Menschen, die wir einst waren, immer wieder in Kontakt zu treten.

«Ganz in der Nähe brannte es, Rachel und ich sahen einen Polizeiwagen mit einem Räuber hinter Gitter. Das ist echtes Marseille, sagt Papi.» (Herbst 1984, Arles, Ausflug nach Marseille). Und plötzlich kommt alles wieder. Wie wir zur Mittagszeit durch gedrängte Gassen gingen, wie die Restaurantbesitzer auf uns einredeten und Vater mir erklärte, was eine Bouillabaisse ist: eine Suppe, die brenne auf der Zunge, weshalb manche glauben, sie werde mit Quallen zubereitet. Ich sehe meine kleine Schwester jammern, weil es in Marseille partout keine Knöpfli gibt, oder wie sich meine Eltern necken, wer sich in den fremden Gassen bereits besser auskenne. – Und dann, nach den Eintragungen des Tages, natürlich eine Ergänzung meiner Mutter: «Ihr habt vergessen zu erwähnen, dass wird trotz Chaos auf Anhieb einen Parkplatz fanden, und zwar dank eines eher gfürchig aussehenden ‹vagabond›, dem der gute Papi zuerst nicht folgen wollte. Mami wusste aber vom Film, dass sie das für ein Trinkgeld tun: Er hat uns für 5 francs einen Topplatz verschafft!»

Schlendrian aus Sowjetzeiten

VON HARRY ROSENBAUM

22. Juni 1992. Vier Stunden lang schippern wir zu dritt mit der Fähre von Helsinki nach Tallinn. Die Fahrräder sind auf einem der Autodecks an der Schiffswand festgezurrt. Wir weisen den Pass mit dem Visum für alle drei Baltenrepubliken dem Grenzer im Fährhafen vor. Der Mann in der stahlblauen Car-Wash-Uniform repräsentiert eine Staatsmacht, die in diesen frühen Nachmittagsstunden erst knapp zehn Monate alt ist. Zuvor war Estland Sowjetrepublik und Nahtstelle zwischen Warschauer Pakt und Nato. Daran kann es aber nicht liegen, dass der Grenzer nicht weiss, wie er die Fahrräder behandeln soll: Ist darauf Zoll zu erheben, wird das Mitführen eines Versicherungsnachweises verlangt, sind diese Verkehrsmittel überhaupt erlaubt? Der Beamte verschwindet kurz und kommt mit einem Vorgesetzten zurück. Der sieht sich die Fahrräder an, schweigt, drückt die Bremshebel, geht synchron mit seinem Untergebenen in die Knie, bestaunt die Zahnradkränze an den Hinterradnaben, kommt wieder hoch, zupft die Uniformjacke zurecht, sagt immer noch nichts, grinst – und winkt uns durch. Auch der Untergebene grinst und gibt wortlos die Pässe zurück. Estland hat just zu unserer Einreise den Rubel abgeschafft und eine eigene Währung eingeführt: Kroni. Davon erfuhr man aber weder in Finnland noch bei der Abreise in der Schweiz. Die Esten wechseln nicht schwarz, damit sich die eigene Valuta ungestört im Land etablieren kann. Touristen können lediglich in ein paar Tallinner Hotels ihr Geld in die neue einheimische Währung umtauschen, und das zu einem denkbar schlechten Kurs. Dazu braucht man auch noch Logis in einem dieser Häuser. Wir aber sind mit dem Zelt und Schlafsäcken gekommen. Was nun? Rein in die Bar des Tallinner Hotels Baltikum, drei Wodkas bestellt und Anstalten gemacht, mit Dollars zu bezahlen. Geht nicht! Muss aber gehen, weil die Wodkas schon intus sind. Der Kellner kommt mit zur Rezeption, wo das Geld unter gleichzeitigem Abfragen der Zimmernummer gewechselt wird. Wir sagen eine Zahl, niemand kontrolliert, ob wir auch diejenigen sind, die das Zimmer gemietet haben. Diesen Schlendrian aus vergangenen Sowjetzeiten nützen wir weidlich aus und schlenzen so viele Dollars auf den Tresen, wie wir denken, für unsere geplante Fahrradtour durchs Baltikum einwechseln zu müssen.

Die Reise wird jedoch schnell zum Überlebenskampf. Es gibt keine touristische Infrastruktur. Essen ist auch nicht ausreichend vorhanden. Die Geschäfte sind leer oder gerade dann geschlossen, wenn wir Hunger haben. Wir verköstigen uns bei privaten Haushalten und bringen die eingetauschten Kronen überhaupt nicht los, weils entweder fast nichts kostet oder aus reiner Gastfreundschaft gratis ist. Nach sechs Tagen schiffen wir uns wieder ein, zurück nach Helsinki. Juni 2009: «Entdeckertour per Velo» wirbt der Touristenprospekt in einem St.Galler Reisebüro. «Sanddünen, Seen und weite Wälder. Entdecken Sie die vielfältigen Landschaften des Baltikums auf dem Velo!» Nochmals nach Estland gehen, um das Trauma mit homöopathischen Urlaubsdosen zu therapieren?

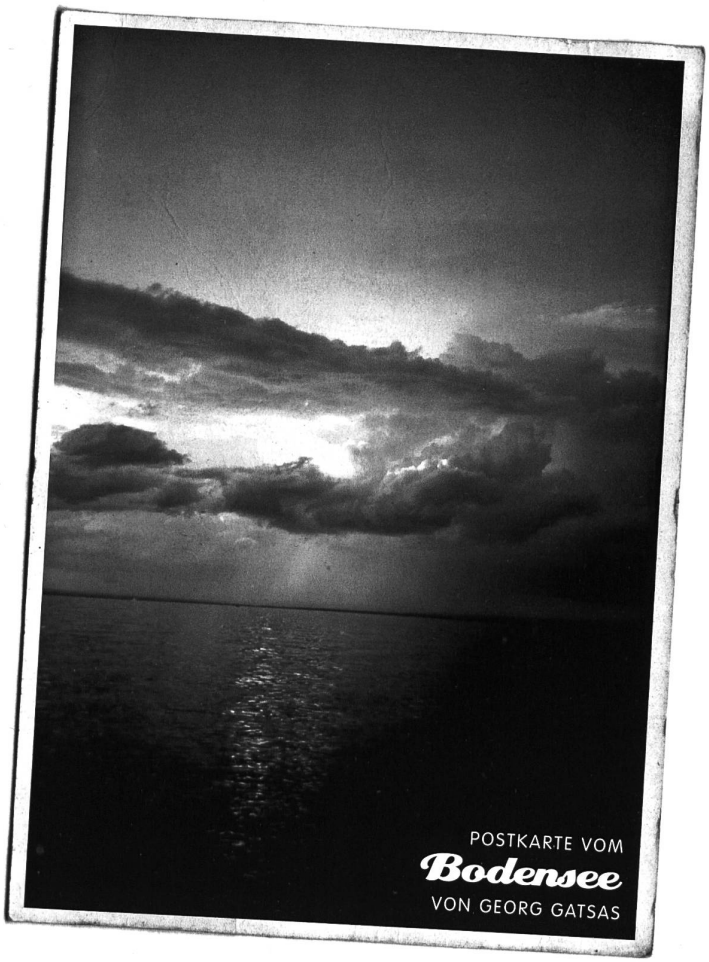


BILD: TOBIAS MAIENFISCH

Plastiksprengstoff in der Agglo

VON JOHANNES STIEGER

Es war nur eine Nacht in einem Hüttchen in der Kopenhagener Agglomeration. Die Erinnerung daran ist blass wie eine Postkarte, die vor sich hingilbt. Damals wars ein Abenteuer auf dem Weg zum Erwachsenwerden, etwas, das wir zuhause erzählten, das uns drei Freunde beinahe verschwörerisch verband. Im Nachhinein ists eine Räuberpistole, eine Nacht von vielen, ein seltsamer Typ mehr. Renzo, Fisch und ich waren spät abends unterwegs Richtung Kopenhagen. Zusammen mit einem Hochseefischer, der nach drei Wochen auf dem Meer für zwei Wochen nachhause fuhr und im Zug Radau machte. Im Verlaufe der Fahrt und eines wirren Gesprächs bot er uns an, bei ihm zu schlafen. Wir waren uns sicher, einen üblen Kerl kennengelernt zu haben und kriegten es mit der Angst zu tun. Irgendwas stimmte mit seinem Blick nicht. Der schwitzende Dicke nachts im Zug zwischen Stuttgart und Berlin, der behauptet hatte, Podologe zu sein, und unsere jungen Füsse massieren wollte, war harmlos dagegen. Wir stiegen nach einigem Hin und Her trotzdem mit dem Fischer ins Taxi. Für die Hotelsuche wars sowieso zu spät. Die Fahrt endete in einem Quartier mit sauber eingeheckten Häuschen. Nachdem er lauthals ein Päckchen Plastiksprengstoff und eine Gasmaske aus dem Ersten Weltkrieg präsentiert und jenen zur Schnecke gemacht hatte, der sie nicht anziehen wollte (mich), liess der Typ uns in seiner Hütte allein. Der Schlaf auf dem Liegestuhl war unruhig.

Es waren aber nicht mal die Kriegsmaterialien und auch nicht die Pornohefte im Badezimmer, die uns irritierten. Sondern dass der Fischer am nächsten Morgen herzlich strahlend zusammen mit einer Frau am Herd stand und Würstchen briet. Mit militärisch geschwellter Brust verteilte er Jobs. Renzo musste unter Morddrohungen die Meerschweine füttern, wehe, sie bekämen zuviel. Fisch hatte die Blumen zu giessen oder Radieschen zu pflücken, er weiss es selber nicht mehr. Und ich bekam den Befehl, mit dem Fischerfahrrad zum nächsten Laden zu fahren, um Bier einzukaufen. Gegen Mittag brachte uns das Paar auf den Bahnhof. Der Fischer war betrunken, sie lächelte. Wir mussten ihm eine Adresse hinterlassen, er hat sich nie gemeldet.

Klassiker «Lounge Chair» – unser Angebot ab Lager

Möbel • Lampen
Büromöbel • Textilien
Innenarchitektur
Planung

wohnart
späti egli

Späti Egli AG
Spisergasse 40
CH-9000 St.Gallen
Tel +41 71 222 61 85
info@wohnart-sg.ch
www.wohnart-sg.ch

www.appenzellkulturell.ch

UBS Family ist die neue, flexible Banklösung für Familien und Paare. Die Basis bildet ein attraktives Angebot fürs Zahlen und Sparen, von dem Sie gemeinsam zum Vorzugspreis profitieren. Zusätzlich stehen Ihnen massgeschneiderte Angebote fürs Ansparen und Finanzieren des Eigenheims, Vorsorgen, Vermögen aufbauen und vieles mehr zur Wahl. Was immer Ihre aktuellen Bedürfnisse im Leben sind: Ihre Familie erledigt sämtliche Bankgeschäfte bequem mit einer einzigen Lösung. Alles Weitere erfahren Sie jetzt unter **0848 848 052** oder in jeder UBS-Geschäftsstelle.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.
UBS AG, Multertor, 9000 St.Gallen
Tel. 071-225 25 25

www.ubs.com/family

You & Us

UBS

© UBS 2008. Alle Rechte vorbehalten.

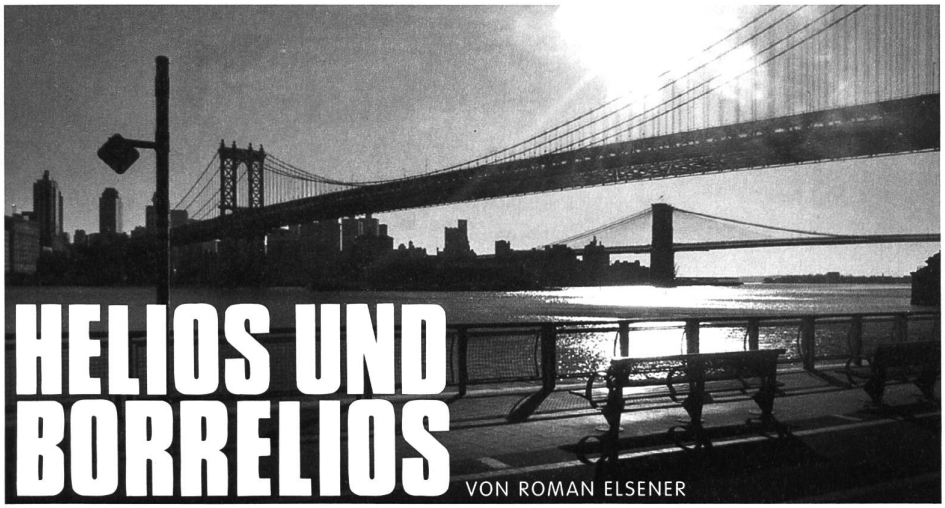


BILD: SIMON SCHELLER

HELIOS UND BORRELIOS

VON ROMAN ELSENER

Wer im Hochsommer nach New York will, sei gewarnt: Die kalte Dose Coke zum coolen Funk des Saxophonjazzers funktioniert nur in der Werbung. Im Schatten ist es nur dunkler, nicht kühler. Die Luft vom Meer mischt sich mit den Abgasen, heissem Muff aus Klimaanlagen. Der Asphalt auf den Avenues des Schmelztigels schmilzt und fliesst Richtung Downtown. In der hoffnungslos unterkühlten Subway zum Bade nach Coney Island holt man sich den Schnupfen, mit dem man sich dann wiederum die menschenleere Fifth Avenue hochschleppen muss. Um festzustellen, dass die meisten Shops geschlossen sind. Die New Yorker haben sich längst in ihre Schuhschachtel grossen Apartments vor die Elektrokühler verzogen oder sind geflüchtet.

In den Harrison State Park etwa. Dort sieht es aus, wie man sich Kanada oder das Nordamerika des Wilden Westens vorstellt: Sanfte Hügel und weite Wälder, blühende Felder und hundert verschiedene Grünvariationen, dazwischen kleine Seen, Inselchen, Aussichtsfelsen. Nur etwas mehr als eine Autostunde von New York City entfernt, ist der weitläufige Park im Sommer, wenn die Sonne unbarmherzig auf den Beton brennt, ein beliebter Ausflugsort.

Im Schatten der dichten Mischwälder vergisst man die dumpfheisse Stadtbrühe. Wandern, bis an einem der Indianerseen der geeignete Rastplatz gefunden ist. Und schnell ins Wasser, bevor einen die Park Rangers erreicht haben und daran erinnern, dass Baden hier verboten ist. Eichhörnchen und Spatzen schnappen sich die letzten Krümel der Mahlzeit, dann geht es weiter durchs hohe Gras, in dem Rehfamilien weiden, sie sind so zutraulich, dass man die Tiere streicheln kann.

Den Preis für die Flucht aus der City bezahle ich zwei Wochen später: An meiner rechten Seite, zwischen Brustkorb und Hüfte haben sich konzentrische, rote Kreise gebildet, eine seltsame rosarote Zielscheibe, deren Ursache mir ein Rätsel ist. Ein Freund aus Long Island weiss sofort Bescheid: Lyme Disease, in der Schweiz besser bekannt als Borreliose, eine heimtückische Infektionskrankheit, übertragen von Zecken, die gerne im hohen Gras lauern. Dort beissen sie sich im Wildfell fest, der Virus treibt das arme Reh zum Wahnsinn, selbst vor Menschen hat es dann keine Angst mehr. Oder sie heften sich gleich an vorüberstreunende Zweibeiner.

Die Folge: Fieber, Gelenkschmerzen, Kopfschmerzen, Schwindel und Erbrechen, Sehstörungen, Nervenstörungen et cetera. Und nun machen sich der erbarmungslose Helios und die fiese Bakterie Borrelios einen Spass daraus, den Menschenkörper zu quälen. Schweissgebadet im Bett, auch nachts will es nicht kühl werden. Weiss nicht, wie liegen, kann nicht stehen, mag nicht sitzen, Onkel Schlaf ist out of town. Fast sehne ich mir seinen Bruder herbei, doch auch von da nur ein Höhnen: Keine grössere Hölle, als hellwach zur Untätigkeit verdammt zu sein, auch im raren Schlaf statt von kühlen schneebedeckten Schweizer Bergen zu träumen, Alben von Autofahrern, die sich nicht an Ampellichter halten, Hitzestaus im zum Himmel stinkenden Abfall, daraus krabbeln Ameisen pissend ins Gehirn.

Einen Monat später, drei Ampullen Antibiotika und etliche Kilo leichter, ist der Spuk vorbei. Vom Meer her weht eine Brise, die auch wieder etwas Sauerstoff enthält. Vorläufig sei ich geheilt, sagt der Doktor. Bei der Lyme Disease, benannt nach dem kleinen Örtchen am Strand von Connecticut, wo die Krankheit zum ersten Mal aufgetaucht ist, sei dies aber nie genau zu sagen. Er rät mir, meine Freunde hie und da mal zu fragen, ob sich mein Verhalten geändert habe oder ich mich sonst auffällig benehme – das sei ein Zeichen, dass der Borrelios-Virus wieder aktiv sei.

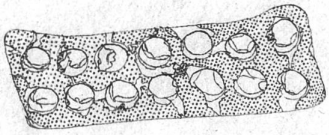
Im September kann man sich nach Sonnenuntergang wieder ins Freie wagen. Ein Gewitter bringt tatsächlich Kühlung und verdampft nicht mehr nur im Summen der Klimaanlagen. Wir sitzen auf einem Dach in Williamsburg und blicken über den East River auf die Skyline von Manhattan. «Bald kommen die Jeansjäckchen-Tage», sagt Frank. «Du, verhalte ich mich in letzter Zeit vielleicht irgendwie komisch», frage ich. «Absolutely», sagt Frank und reicht mir ein frisches Bier.

DHAKA, BANGLADESCH

Innerhalb von zwanzig Stunden hatte ich alle Kraft verloren. Der Inhalt einer grossen Metallspritze hatte mir in der Notaufnahme noch den Rest gegeben. So musste ich nur drei Tage nach meiner Ankunft per Rollstuhl in ein Spitalzimmer gefahren werden. Diagnose Diarrhoe. Ich wurde von vier verschiedenen Ärzten behandelt. Einer verschrieb mir einen komplizierten Tabletten-Cocktail, während ein anderer hartnäckig «Just drink Seven-Up!» riet. Drei Tage brauchte ich, um mich von einem uferlosen Dünnpfiff und einer unglaublichen Appetitlosigkeit zu erholen.

Das Schöne an der Sache war, dass rund um die Uhr irgendein Bekannter eines Freundes anwesend war. Aufwachen morgens um vier und ein strahlender Coucousin ruft: «Hello! Good Morning! I am Navid! How are you?» Was soll man da antworten?

FELIX STICKEL



Wanderschuh-Kino

VON RICHARD ZÖLLIG

Der verdammte Käfer hatte mich erwischt. Zwischen meinen Wanderschuhen kroch er aus der Erde. Zitternd wie Espenlaub trocknete er seine Flügel und versuchte zu fliegen. Dreissig, vierzig, fünfzig Startversuche. Doch er hob nicht ab. Keinen Millimeter. Plötzlich kletterte das Insekt einen Grashalm hoch. Spreizte oben angekommen die Flügel, schlug ein paar Mal damit und stürzte gottsjämmerlich zu Boden. Immer wieder: hoch (zwanzig Sekunden), runter (eine halbe Sekunde). Woher Käfer die Idee haben, Gräser als Startrampen zu benutzen, weiss ich nicht. Aufgeben liegt aber scheints nicht in ihrer Natur. Die Zeit verstrich, ich musste weiter. Einfach draufstehen? Dem elenden Schauspiel, dem Wanderschuh-Kino zwischen meinen Beinen ein Ende bereiten? Oder doch ein Versuch, dem Käfer beim Fliegen zu helfen; ihn vielleicht in die Luft schleudern? Ich wartete, schaute, wohl fünfzehn Minuten oder mehr. Und tatsächlich schaffte es der Käfer beim vielleicht hundertsten Versuch: Er hob von der Spitze des Grashalms ab, verschwand direkt im nahen Apfelbaum. Vogelfutter.

KNOCHEN

VON ANDREAS NIEDERMANN

Haben Sie sich auch schon mal gefragt, wie es wäre, jemandem einen Arm zu brechen? Und wie man das am besten anstellen würde? Kennen Sie jene Filme, in denen dem Schuldner vom Buchmacher angedroht wird, ein Bein gebrochen zu bekommen? Und haben Sie auch schon mal darüber nachgedacht, warum angedrohte Knochenbrüche so oft einen Sinneswandel bei säumigen Zahlern erwirken? Im Film, meine ich.

Ich habe mich das schon oft gefragt. Es gab eine Zeit, da hielt ich einen Knochenbruch für eine Lappalie. Gips drum, drei Wochen warten, sich mit der Stricknadel unter dem Gips kratzen, Gips knacken und fertig ist die Laube. Knochenbrüche waren was für Verlierer und Weicheier. Die machten irgendwas entschieden falsch. Vor allem die Skifahrer. Waren nicht aufgewärmt. Untrainiert. Zu schwache Muskeln. Besoffen. Oder Osteoporose. Loser.

Aber Knochenbrüche können auch komisch sein, in ihrer Tragik geradezu lächerlich. Was haben wir gelacht, als unser Betriebschef, ein notorischer Karrierist und hoher Militär, beim Angeben vor ausländischen Gästen ins leere Abwasserbecken der Kläranlage gestürzt ist und sich dabei beide Arme brach. Was der Rotkopf und Major nun alles nicht mehr konnte!

Und wirklich: Es machte den Mann mit der Kasernenhofstimme irgendwie demütiger. Einmal schüttete er bei mir sein Herz aus. Sprach von den Demütigungen, die er nun erfuhr und von Dostojewskis «Idiot». Wie er danach durch den Betrieb schritt, mit diesen vergipsten Haken vor seiner Brust. Das hatte schon was. Hilflos wie ein Baby. Eine Witzfigur. Und die Arbeiter in der Färberei, der Bleicherei und der Weberei machten ernste, betretene Gesichter, während der Meister die Parade abnahm, nach links und nach rechts nickte. Aber hinter den betretenen, zur Schau gestellten Visagen, ging etwas anderes vor. Erspriesslichere Gedanken, schätze ich jetzt mal: Wer wird ihm jetzt den Hintern auswischen? Wer wird ihn füttern und ihn ausziehen? Wer wird seinen Dostojewski umblättern?

Ein erbärmliches Wrack. Einmal wenigstens hats den Richtigen erwischt. Es gibt doch noch Gerechtigkeit auf der Welt. Und Gott möge verhüten, dass mir mal so was zustosse! So dachten wir, die untergebenen Philister. Es dauerte noch einige Jahre, bis ich selber ein paar Antworten auf die Knochen-Fragen fand. Ein dreifach gebrochener linker Fussknöchel und ein zertrümmerter rechter Daumen führten mich in das Thema ein. Demütigung, Schmerz, Rappel, Krankenhaus, Amok, Wut, Resignation und das Akzeptieren von unendlich langsamen Heilungsprozessen. Nun war mir vollkommen klar, warum im Film die Schulden beim Buchmacher unverzüglich beglichen wurden.

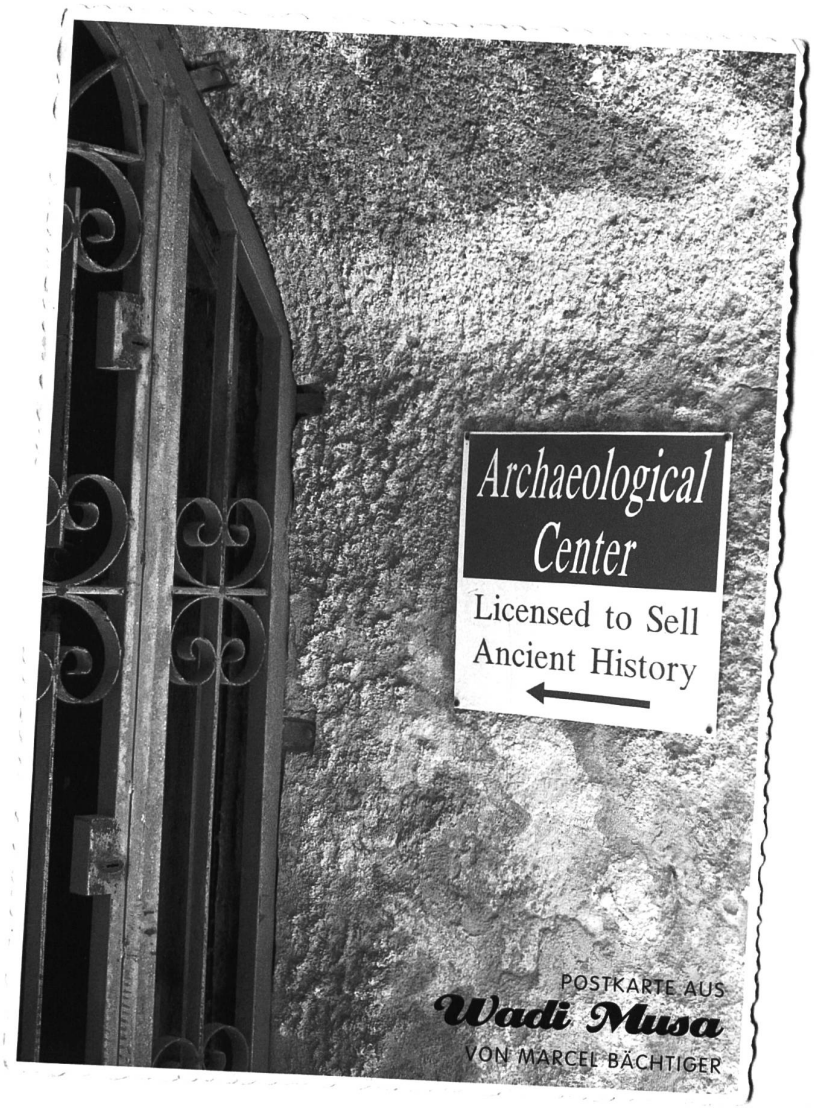
Damals, im Sommer vor fünf Jahren, als ich mir einen Daumentrümmerbruch zufügte und Monate mit nie aussetzenden, pulsierenden Schmerzen durchlebte, wuchs mein Verständnis vorbildhaft. Wir waren damals in Irland unterwegs. Den feuchten irischen Sommer erlebte ich mit diesem nie abbebenden Daumenschmerz. Ich mag Irland nicht besonders. Als der Flieger dann wieder in Wien-Schwechat landete und wir vom trockenen heissen Sommerwind empfangen wurden, hatte ich das Gefühl, endlich im Urlaub zu sein. Das, ich gestehe es, kann ich Irland nur schlecht verzeihen.

Wenige Tage später wachte ich eines Morgens auf, massierte mir den Schmerz aus der Hand und beschloss, einen Verlag namens Songdog zu gründen. Das half gegen den Schmerz und ein paar andere Sachen auch.

Lesen kann gefährlich sein

VON NOËMI LANDOLT

Ich war acht Jahre alt, als mich mein Vater an der Autobahnraststätte vergass. Ich las sehr gerne und oft zu jener Zeit. Und an sich ist Lesen ja eine gute Sache, doch in jenem Sommer wurde es mir zum Verhängnis. Wir waren unterwegs nach Blitzenrod, mitten im hessischen Niemandsland, um meine Grosstante Tante Ilse zu besuchen. Weil mir sehr oft schlecht wurde beim Autofahren – erst recht im vom Hundegeruch verpesteten Citroën meiner Grosseltern, den ich regelmässig vollgekotzt hatte und mit dem mein Vater und ich nun unterwegs waren –, legte ich mich jeweils hinten auf den Rücksitz und las. Von aussen musste es so aussehen, als sei die Rückbank leer. Irgendwo in Baden-Württemberg hielten wir an einer Raststätte, um zu tanken, ich blieb hinten liegen. Als mein Vater zum Zahlen in den Tankstellenshop ging, beschloss ich, voraussichtig wie ich war, noch schnell für kleine Mädchen zu gehen, dass wir nicht etwa noch einmal anhalten müssten und zu spät zu Tante Ilse kommen würden. Sie hatte bestimmt schon Rote Grütze für mich gekocht. Ich ging also auf die Toilette und las aufmerksam die Sprüche an den Wänden. Als ich rauskam, war unser Auto weg. Ich fragte die Leute an der Tanke, doch niemand hatte meinen Vater gesehen. Ich suchte die ganze Raststätte ab. Sie war riesig, es gab bestimmt vier Restaurants, und war von unendlich weiten Parkplätzen umgeben. Doch keine Spur von meinem Vater. Er war ohne mich weitergefahren. Irgendwann nach einer Ewigkeit kehrte ich heulend zur Tankstelle zurück, und just in dem Moment fuhr der Citroën in die Einfahrt. Mein Vater stieg aus, und alles wurde gut. Wir kamen zwei Stunden zu spät zu Tante Ilse. Aber sie hatte die Rote Grütze in den Kühlschrank gestellt, und die Vanillesauce war noch warm.



LAND'S END

VON KASPAR SURBER

Penzance ist eine kleine Küstenstadt im Südwesten Englands. Wir waren am 10. Juli 2004 von London Paddington her um 15.35 Uhr eingetroffen. Das Ticket habe ich aufbewahrt, wie überhaupt alle Unterlagen zu diesem merkwürdigen Trip. Penzance ist ein Sackbahnhof, und irgendwo hinter den Puffern der Geleise würde Land's End liegen. So war es auf der Karte eingezeichnet, und so versprach es auch der Reiseführer. Die Westspitze Englands! Zwar wurde vor einem touristischen Rummelplatz gewarnt. Aber die Anziehungskraft des Namens war stärker: Land's End, das klingt nüchtern und vielversprechend zugleich. Da wollten wir zu zweit hin, sie und ich.

Dass etwas nicht stimmen konnte, hätten wir uns schon beim Zeltplatz denken können: Bone Valley hiess der, Knochental. Der Typ hinter dem Tresen mit seinem Dreitagebart erweckte auch nicht den Eindruck, als wolle er uns einen Platz zuweisen. Der wollte bestimmt etwas anderes. Doch wir bekamen trotzdem ein Stück Wiese und zündeten den Gaskocher wie ein Feuer zum Schutz an. Die nächsten Tage schlichen wir durch Penzance. Meist mit Regenschirm, ich glaube, es regnete unaufhörlich.

Es gab zu besichtigen: Die Felseninsel St.Michael's Mount, die Überfahrt war wacklig, ein Leuchtturmmuseum, speziell interessant die Nebelhörner sowie die örtliche Fish'n'Chips-Bude. Und über allem tönte ständig das Geschrei der Möwen. Im 18. Jahrhundert war Penzance ein Schmugglerort gewesen, die Schmuggler haben sogar einmal den Bürgermeister gestellt.

Unser erster Versuch, nach Land's End zu gelangen, endete in der Falle. Wir gingen westwärts, kamen an einem Kultkreis aus der Steinzeit vorbei und an einem Friedhof, auf dem die Grabsteine schief in der Erde standen. Zur Mittagszeit tauchte ein Hüttchen auf, ein alter, gebückter Mann servierte uns warm duftende Gemüsepasteten. Wir landeten in Mousehole, dem nächstgelegenen Fischerstädtchen. Dahinter verirrten wir uns auf Feldern mit Steinmauern rundherum, wie sie in Cornwall üblich sind. Land's End kam nicht in Sicht.

Wir beschlossen, mit dem Zelt näherzurücken. Auf der Karte war ein nächster Zeltplatz eingezeichnet, in einer Ortschaft namens Treen. Ein weisser Kleinbus fuhr hin. Ein paar Häuser, eine Anhöhe. Darauf zwei Reihen Zelte. Wir stellten unseres dazu. Ständig zogen Nebelschwaden über den Platz. Ein Pfad führte von der Anhöhe in die Bucht von Porthcurno. Von hier aus haben ab 1870 sämtliche Telegraphenleitungen in die britischen Kolonien geführt. Porthcurno, abgekürzt PK, galt als Nervenzentrum des Empire. Hundert Jahre später wurde die Telegraphenschule geschlossen. Mit dem letzten Schüler hat die Zukunft den Ort verlassen.

Unten am Sandstrand sprangen wir eine Weile durch die Ausläufer der anrollenden Wellen. Als wir müde waren, suchten wir im Tal nach einem Laden. Tatsächlich gab es einen, aber wenig zu kaufen: Reis, Butter, Cola. Der Verkäufer, ein Mittfünfziger mit langen, blonden Haaren liess erkennen, dass er Deutsch spreche. Wie er hierher gelangt war, erzählte er aber nicht. Wieder draussen, malten wir es uns eben selbst aus. Das ist ein nützlicher Sport, um sich die Zeit zu vertreiben, wenn man zu zweit länger unterwegs ist. Wir kamen zum Schluss, dass er im Deutschen Herbst geflohen sein musste. Vermutlich ein RAF-Sympathisant. Ganz sicher. Es gab kein besseres Versteck als hier, im einstigen Nervenzentrum, das damals in Vergessenheit fiel.

Eines Abends stiegen wir auf die andere Seite der Bucht. Eine gewisse Rowena Cade hat hier zwei Jahre lang ein Theater mit 800 Plätzen in den Fels gehauen. 1932 wurde es eröffnet. Diese Saison wurde «More Of The Canterbury Tales» gegeben. Das Theater war bis auf den letzten Platz besetzt – die Zuschauer waren in Cars und mit Picknickkisten angereist. Vor uns picknickte eine Familie mindestens eine Stunde lang, inklusive Champagner. Dann ging das Stück los. Leider haben wir nicht sehr viel verstanden. Aber die Aussicht auf die Bühne über dem tosenden Atlantik war grossartig. Am Schluss des Stückes wurden Raketen in den Nachthimmel abgefeuert.

Aber wie gesagt, Land's End. Am nächsten Tag machten wir uns erneut auf den Weg. Wir gingen zur Bucht hinunter, zum Theater hinauf und den Klippen entlang. Sie fielen steilwandtief hinab, aus der Ferne heulten die Nebelhörner. Irgendwann tauchte eine Wetterstation auf. Ein Wetterbeobachter in Uniform trat vor die Tür. Als wir ihn fragten, wie lange es denn noch bis Land's End sei, antwortete er freundlich: «It's just a little walk.» Es war eine knappe Lektion in britischem Humor. Wir kehrten schleunigst um.

Und doch sollten wir noch nach Land's End gelangen. Um den Zug für die Weiterfahrt zu buchen, waren wir nach Penzance gefahren. Der letzte Bus fuhr gemäss Fahrplan tatsächlich in einem Riesenbogen über Land's End nach Treen zurück. Wir stiegen ein. In einem irren Tempo fuhr der Kleinbus über die kurvenreichen Strassen. Die Scheiben waren bald beschlagen, vermutlich regnete es wieder. Und draussen in der Nacht also diese Landschaft voller Schmugglerpfade und Telegraphenkabel, Pasteten-Männer, Picknick-Familien, Wetterbeobachter, Bone-Valley- und RAF-Typen, und irgendwo schlug Rowena Cade wohl gerade eine Stufe in den Stein. Dann die Haltestelle: Land's End.

Ich behaupte heute: Es war eine gelb beleuchtete, steil abfallende Strasse, daran Hotelbauten. Meine Freundin sagt: Nein, es war ein grosser Eisenzaun, dahinter eine schnurgerade Strasse zum Aussichtspunkt. Wie auch immer: Philosophisch betrachtet ist es gewiss ganz gut, Land's End zu suchen und nie zu erreichen. Am nächsten Tag nahmen wir den Zug auf die andere Küstenseite. Dort schien die Sonne, und die Rasen der Zeltplätze waren sauber gemäht.